

Gladbeck

Triennale zeigt Schicksalsdrama in Gladbeck

22.06.2016 | 05:34 Uhr



Ein Familiendrama über verdrängte Taten, in dem die Geister der Vergangenheit das Leben zur Qual machen, ist die Bühnen-Bearbeitung des Romans „Die Dinge, die vorübergehen“. Der belgische Starregisseur Ivo van Hove inszeniert den Roman des niederländischen Romanciers Louis Couperus im September in der Maschinenhalle Zweckel im Rahmen der Ruhrtriennale.

Im vergangenen Jahr brachte van Hove bei der Ruhrtriennale „Die stille Kraft“, den ersten Teil seiner Louis-Couperus-Trilogie, auf die Bühne. „Die Dinge, die vorübergehen“ sind nun der zweite Teil und feiern am 16. September Premiere in der Zweckeler Maschinenhalle.

Der Roman aus dem Jahr 1906 erzählt, wie ein über Jahrzehnte vertuschter Mord aus Leidenschaft eine ganze Familie gleich über mehrere Generationen hinweg vergiftet hat. In der Folge flüchten sich dann alle Familienmitglieder in Selbstbetrug, perverse sexuelle Fantasien und Träume von Reichtum. Van Hove im Gespräch mit Jeroen Versteels, Dramaturg der Ruhrtriennale: „Es ist eine Welt von irrenden Männern und Frauen in einer Gesellschaft, die wie ein Gefängnis ist. Es ist ein großer Chor. Ein Schwanengesang. Ein Plädoyer für eine neue Zeit.“

Im Mittelpunkt der Bühnenbearbeitung für diese Kooperation der Ruhrtriennale mit der Toneelgroep Amsterdam stehen die Jüngsten der Familie. Sie heißen Lot und Elly, sind verflucht und drohen an der Vergangenheit zu ersticken. Die Hochzeitsreise nach Italien soll sie aus dem Würgegriff Den Haags befreien. Doch schon bald müssen sie feststellen, dass das Trauma sie auch in den Süden verfolgt.

Stück dauert drei Stunden

Ivo van Hove, der erst Anfang Dezember 2015 das musikalische Testament und Musical „Lazarus“ von David Bowie im New Yorker Theatre Workshop in Manhattan inszenierte, ließ vor kurzem mit seiner Broadwayproduktion von Arthur Millers „Hexenjagd“ aufhorchen. „Das oft aufgeführte Drama von 1953 ist plötzlich das frischeste, gruseligste Stück der Stadt“, schrieb die New York Times.

Die Proben zu „Die Dinge, die vorübergehen“ beginnen Anfang August in Amsterdam. Probenstart in Gladbeck ist Anfang September. Die Entscheidung für die Maschinenhalle wurde schnell gefällt. Dijana Tanasic, Sprecherin der Ruhrtriennale: „Wir haben der Toneelgroep Amsterdam die Halle vorgeschlagen, die ihnen sehr gut gefallen hat.“ Bespielt wird der große Raum wie folgt: Sowohl Szenenfläche als auch Tribüne belegen den Bereich vor der Empore. Der Bereich hinter den Maschinen bleibt frei. Maximal 350 Zuschauer können jeweils die maximal dreistündige Vorstellung besuchen. Wie die Kulissen im Detail aussehen werden, lässt sich in der derzeitigen Planungsphase noch nicht sagen.

Ivo van Hove will das Stück jedenfalls wie ein Requiem inszenieren. Die Musik von Harry de Wit macht das Verstreichen der Zeit und die emotionale Sackgasse erlebbar. Heraus kommt ein Schicksalsdrama über die vernichtenden Folgen einer verheimlichten Liebe.

Gerhard Römhild

Zwei gefeierte Regiestars bereichern das Festival

Die Belgier Luk Perceval und Ivo van Hove sind bei der Ruhrtriennale 2016 mit neuen Inszenierungen zu sehen

Von Autor: David Huth

Essen.

Luk Perceval und Ivo van Hove sind international renommierte Theaterregisseure - angesagt, gefragt und gefeiert.

Bei der **Ruhrtriennale** führt Ivo van Hove, der erst vor wenigen Tagen in den USA bei den "Tony-Awards", dem wichtigsten amerikanischen Theaterpreis, geehrt wurde, das Stück "Die Dinge, die vorübergehen" auf. Darin beleuchtet er das literarische Werk des Schriftstellers Louis Couperus. Es ist ein Schicksalsdrama, das sich um die tragischen Konsequenzen einer verheimlichten Liebe dreht.

Bei der **Ruhrtriennale** war Ivo van Hove, Jahrgang 1958, schon dreimal mit einer Inszenierung in der Jahrhunderthalle Bochum. In diesem Jahr führt er sein Stück "Die Dinge, die vorübergehen" in der Maschinenhalle der Zeche Zweckel auf.

Theater, Oper und Film macht er schon seit 1981 in ganz Europa und den USA. Als Gastregisseur arbeitete er beim New York Theatre Workshop, am Deutschen Schauspielhaus Hamburg, an der Schaubühne Berlin und bei den Münchner Kammerspielen sowie an Opernhäusern in Belgien, den Niederlanden und Berlin.

Seit 2001 ist er Intendant des größten Theaterensembles der Niederlande - der Toneelgroep Amsterdam. Für seine Arbeit ist er bereits mehrfach ausgezeichnet worden.

Vor kurzem gewann er etwa den britischen Critics' Circle Theatre Award 2014 als bester Regisseur und den Laurence Olivier Award 2015 für die beste Regie.

Und auch internationale Stars wie Cate Blanchett, die in der Filminstallation "Manifesto" von Julian Rosefeldt ebenfalls bei der **Ruhrtriennale** zu sehen ist, schätzen den Belgier: "Ivo van Hoves Arbeit ist wegweisend, sie ermöglicht uns ein Verständnis von klassischen Texten und Filmen", sagte die Schauspielerin.

Der ebenfalls aus Belgien stammende Luk Perceval ist als Regisseur verantwortlich für die Trilogie basierend auf dem Romanzyklus "Die Familie Rougon-Macquart" von Émile Zola. Im Programm Mit "Geld", dem zweiten Teil der "Trilogie meiner Familie" ist er bei der diesjährigen **Ruhrtriennale** vertreten. Das Stück thematisiert die Gier nach Geld und Macht, es zeigt Paris im Rausch der glitzernden Kaufhäuser, florierenden Börsen und skandalösen Theater. Mittendrin: die ehrgeizige Prostituierte Nana. Der erste Teil "Liebe" feierte 2015 in der Gießhalle in Duisburg Premiere.

Seine Karriere startete Luk Perceval 1979 am Nationaltheater Antwerpen. Dort arbeitete er allerdings noch nicht als Regisseur, sondern als Schauspieler. Erst 1998 kehrte er ans Nationaltheater als Intendant zurück. Fünf Jahre nach dem Start seiner Schauspiellaufbahn rief er die freie Truppe "Blauwe Maandag Compagnie" ins Leben. Die deutsche Version des Shakespeare-Marathons "Ten oorlog" ("Schlachten") erhielt

im Jahr 2000 den "Innovationspreis" von ZDF und 3Sat und wurde zur Aufführung des Jahres gewählt. Perceval ist Gewinner des deutschen Theaterpreises und wird regelmäßig zu nationalen wie internationalen Festivals eingeladen.

Die Kooperation zwischen Luk Perceval und der **Ruhrtriennale** entstand 2011 mit Shakespeares "Macbeth".

iTermine der Uraufführung "Geld. Trilogie meiner Familie

2" in der Gießhalle, Landschaftspark-Nord, Duisburg: 7., 8., 9., 10., 11. September (je 19 Uhr). Karten: 20-50 Euro (erm. ab 10 Euro). Mehr: ruhr3.com/gel. Termine der Neuinszenierung "Die Dinge, die vorübergehen" in der Maschinenhalle Zweckel, Gladbeck: 16., 17., 18., 23., 24. September (je 19.30 Uhr). Karten: 20-40 Euro (erm. ab 10 Euro). Mehr: ruhr3.com/din

Bild 1:

Luk Perceval inszeniert das Stück "Geld. Trilogie meiner Familie 2". Der erste Teil "Liebe" feierte 2015 in Duisburg Premiere.

Foto: REINHARD WINKLER

Bild 2:

Ivo van Hove: Als Regisseur ist der Belgier nicht nur auf dem europäischen Festland unterwegs, sondern auch häufiger in London und New York.

Foto: JAN VERSWEYVELD

Copyright 2016 PMG Presse-Monitor Deutschland GmbH und Co. KG

Die Entdeckung der Zähigkeit



— „Die Dinge, die vorübergehen“ bei der
Ruhrtriennale Foto: Jan Versweyeld

Schon letztes Jahr war bei der Ruhrtriennale die Bühnenfassung eines Romans von Louis Couperus zu bestaunen. *Die Dinge, die vorübergehen* setzt diese Reihe fort – Spielort ist dieses Mal die Maschinenhalle der Zeche Zweckel in Gladbeck. Hier zeichnen Ivo van Hove und die *Toneelgroep Amsterdam* das schwarz gekleidete Bild eines morbiden Naturalismus. Langatmigkeit scheint

erwünscht.

von HELGE KREISKÖTHER

Durch Louis Couperus' 1906 publizierten Generationenroman *Van oude mensen, de dingen, die voorbij gaan* (*Von alten Menschen, den Dingen, die vorübergehen*) zieht sich eine Art Erbsünde: Grootmama Ottilie hat vor 60 Jahren in Niederländisch-Indien (heute: Indonesien) ihren Gatten umgebracht. Alle Verwandten und Vertrauten, die darum wissen, schweigen, weil es die nun mehr 97-Jährige so will. Dennoch scheint sich die Tat, einem neuzeitlichen Tantalidenfluch gleich, bis in die dritte Generation zu rächen, denn fast alle Familienmitglieder werden von ihrer Lebensunfähigkeit geplagt: Sie spüren das langsame Verrinnen der Zeit und haben Angst vor der Unausweichlichkeit des Todes, verleugnen entweder ihre Sinnlichkeit oder zelebrieren sie bis zur Perversion. Eine zentrale Figur ist etwa Lot, Sohn von Mama Ottilie: Als Schriftsteller reduziert er die Bedeutung der Kunst auf Amüsement, reflektiert über die eigene Glücksunfähigkeit und heiratet dennoch Elly, um sich weniger einsam zu fühlen. Ihre Hochzeitsreise scheint die Schatten der Vergangenheit zu verdrängen, Verfall und Selbstmitleid lassen jedoch nicht lange auf sich warten, zerstören die junge Ehe und entzünden pessimistische Visionen.

Literaturgeschichtlich fühlt man sich durch *Die Dinge, die vorübergehen* unweigerlich an Zola oder die *Buddenbrooks* erinnert: Missetaten und selbstzerstörerische Veranlagungen scheinen einer ganzen Familie in die Wiege gelegt. Trotz einzelner, mitunter leidenschaftlicher Versuche des Aufklärens und des Ausbruchs aus dem Dilemma erweist sich das Schweigen als übermächtig: Utopien können gar nicht erst Fuß fassen.



— „Die Dinge, die vorübergehen“ bei der
Ruhrtriennale Foto: Jan Versweyveld

Alles in schwarz

Das Spielgelände in der Maschinenhalle der Zeche Zweckel ist immens und geht schätzungsweise 20 Meter in die Tiefe. Ivo van Hove und Jan Versweyveld (Bühne und Licht) umringen sie mit großen Spiegelflächen, auf denen links und rechts mit feuchter Erde gezeichnete Gesichter zu erkennen sind, die an Totenköpfe oder Munchs *Schrei* erinnern.

Außerdem sind zahlreiche schwarze Stühle aufgereiht, sodass der Eindruck eines schlichten, beinahe minimalistischen Krönungssaals entsteht, der seinen Glanz über die Jahrzehnte längst eingebüßt hat. Einige kontinuierlich tickende Pendeluhrn vermitteln ein zusätzliches Vanitas-Gefühl; sie werden „bedient“ und durch instrumentale Klangflächen von Harry de Wit ergänzt.

Indes steht und fällt an diesem Abend alles mit dem Ensemble, welches ungeachtet unsinniger Kreis- und Regenschirm-„Choreographien“ (Koen Augustijnen), die an Schultheateraufführungen erinnern, absolut geschlossen und niemals gekünstelt agiert. Ungezwungener kann man einen solchen Text beileibe nicht artikulieren, geschweige denn ihn mit noch mehr Leben füllen. Frieda Pittoors als dominante Grootmama, die sich nicht mehr von ihrem Stuhl erheben kann und von zunehmend qualvollen Erscheinungen heimgesucht wird, Hans Kesting als seit dem 13. Lebensjahr traumatisierter Harold und Abke Haring als einzig lebensfrohe Frauenfigur Elly verdienen besondere Hervorhebung. Letztere kreiert mit Lot alias Aus Greidanus jr. den einzigen unbeschwerten Moment des Abends: Auf ihrer Hochzeitsreise in Nizza schmieren sie sich, splitterfasernackt, mit Sprühsahne ein und stopfen sich die Mäuler mit Erdbeeren und Champagner voll. Später herabfallender schwarzer „Schnee“ und ein finales Nebelmeer setzen zwei weitere visuelle Akzente, die nicht unbedingt einfallsreich und sehr symbolisch sind, aber gleichwohl ihre Wirkung tun.

Das Verhängnis der Übertitel

Dass man es über zweieinhalb Stunden mit durch und durch morbiden Figuren zu tun hat, die sich entweder altersbedingt nicht mehr gegen ihr Schicksal auflehnen können oder es aus charakterlicher Schwäche nicht wollen, ist eher dem Stoff als der Inszenierung anzulasten und bleibt vielleicht auch eine Geschmacksfrage. Passagen, in denen Wehmütigkeiten über unwiederbringliche Schönheit wiederholt werden oder man sich zum mehrfachen Male gegenseitig das hohe Alter gewisser Beteiligten mitteilt, lassen aber, wenn nicht am Repertoirewert, dann zumindest an der redundanten Konzeption der Bühnenfassung (Koen Tachelet) zweifeln. Zu überflüssigen Dramaturgie-Sätzen wie „Sie haucht ihren letzten Atem aus“, „Sie ist tot“ oder „Das Ding ist vorübergegangen“ soll an dieser Stelle jeder weitere Kommentar erspart bleiben.

Den gesamten Übersetzungstext der niederländischen Produktion unentwegt mitlesen zu müssen, erweist sich als zusätzlicher Kraftakt für den Zuschauer. Die Handlung bleibt im Wesentlichen zwar auch durch das rein Szenische nachvollziehbar, doch sollte Schauspiel nicht, wie die Oper, Übertitel zum Standard werden lassen. Wer die Reise nach Gladbeck antritt (die Ruhrtriennale stellt ab Essen Hauptbahnhof eigens einen Shuttlebus zur Verfügung), sollte nicht nur die Entdeckung der Langsamkeit, sondern der Zähigkeit zelebrieren. Sich einem derartig vorhersehbar-ausweglosen Plot zu stellen, erfordert – gerade in der statischen Machart Ivo van Hoves – ein hohes Maß an Belastbarkeit. Der Kontrast zur cineastischen, regen(tanz)überfluteten Vorjahresinszenierung könnte größer kaum sein. Umso überraschender erscheinen die stehenden Ovationen des Premierenpublikums.

[Informationen zur Inszenierung](#)

Nächste Vorstellungen:

Samstag, der 17. September

Sonntag, der 18. September

Freitag, der 23. September

Samstag, der 24. September

Theater

Mitreißende Premiere der Ruhrtriennale in der Maschinenhalle



Vor dem Stück gab es eine Einführung im Erdgeschoss der Maschinenhalle.

Foto: Frank Oppitz

Meisterhaftes Illusionstheater zeigte die Toneelgroep Amsterdam in der Maschinenhalle in der Inszenierung „Die Dinge, die vorübergehen“ von Ivo van Hove

Die Ruhrtriennale ist wieder in Gladbeck – und wieder ist die Maschinenhalle Zweckel Bühne einer bemerkenswerten Aufführung: „Die Dinge, die vorübergehen“, inszeniert von dem Belgier Ivo van Hove. Freitag war Premiere in der ausverkauften Halle.

Menschliche Existenz als Fegefeuer

Der Raum ist rechteckig mit einem hellen Boden, optisch verdoppelt durch einen Spiegel, an der den steilaufragenden Rängen gegenüberliegenden Seite. Je eine Stuhlreihe an den Längsseiten begrenzt die ansonsten offene Bühne, dahinter durchsichtige Stellwände, auf die Fratzen gemalt sind, ein großer Warteraum. Einziger fester Punkt ist ein Tisch mit Pendeluhren, und einem Schlagwerk, an dem der niederländische Musiker Harry de Wit das Verstreichen der Zeit als Toncollage deutlich macht. In dem Stück – das auf niederländisch mit deutschen und englischen Übertiteln aufgeführt wird – wird die menschliche Existenz als ein Fegefeuer gezeigt. Das auf einem Roman des niederländischen Autors Louis Couperus beruhende Familiendrama erweist sich als vielstimmiger Chor, der in ihren Beziehungen und Leidenschaften schicksalhaft verstrickten Personen.

Psychologisches Sittengemälde

Ausgangspunkt des psychologischen Sittengemäldes ist ein fern von Holland geschehener Mord. Die gemeinschaftlich von dem nunmehr uralten Mijnheer Emile Takma und der ebenfalls hochbetagten Ottilie Dercksz an ihrem Ehemann einst in den Kolonien begangene Tat beeinflusst die Menschen: Täter, Augenzeugen, Nachkommen. Sie alle sind gefangen in ihren Sehnsüchten, Verdrängungen und Ängsten. Wie ein unsichtbarer Dirigent steht die Bluttat einem Orchester aus Habgier, Neid, erstarrten Traditionen, ungezügelter Sexualität, Frustration, Erpressung und religiösem Wahn vor.

Psychologisches Sittengemälde

Ausgangspunkt des psychologischen Sittengemäldes ist ein fern von Holland geschehener Mord. Die gemeinschaftlich von dem nunmehr uralten Mijnheer Emile Takma und der ebenfalls hochbetagten Ottilie Dercksz an ihrem Ehemann einst in den Kolonien begangene Tat beeinflusst die Menschen: Täter, Augenzeugen, Nachkommen. Sie alle sind gefangen in ihren Sehnsüchten, Verdrängungen und Ängsten. Wie ein unsichtbarer Dirigent steht die Bluttat einem Orchester aus Habgier, Neid, erstarrten Traditionen, ungezügelter Sexualität, Frustration, Erpressung und religiösem Wahn vor.

LOKALES

Aufführungen am 23. und 24.
September

Louis Couperus, 1863 in Den Haag geboren, 1923 in De Steeg gestorben, ist einer der bedeutendsten niederländischen Schriftsteller. Der Sohn eines Kolonialbeamten verbrachte einen Teil seiner Kindheit in Niederländisch-Indien. Er arbeitete als Journalist und hinterließ darüber hinaus ein umfassendes Werk an Romanen, Erzählungen und Essays.

Weitere Aufführungen am 23. und 24. September, 19.30 Uhr. Tickets kosten 20/30/40 Euro; erm. ab 10 Euro. Info: 0221/28 02 10. Tickets auch im WAZ-Leserladen, Horster Str. 10, oder www.ruhrtriennale.de

In der dritten Generation fokussiert sich die 1906 spielende Erzählung auf Lot, einem melancholischen Journalisten und Autor, und auf Elly, die ihn zu ehrgeizigen Werken antreiben will. Das Paar, Cousin und Cousine, sucht der Enge der holländischen Heimatstadt Den Haag zu entfliehen und in den lichten Süden nach Nizza zu flüchten, wo Lots Schwester ein freies Leben führt. Sie ist die einzige Lichtgestalt, schon optisch durch ein farbiges Kleid von den anderen unterschieden, die in ihren schwarzen Garderoben wie eine

Trauergesellschaft wirken. Aber auch Lot und Elly scheitern und es bleibt zum Schluss die Erkenntnis, dass jeder sterben muss und mancher, ohne gelebt zu haben.

Unterschiedliche Charaktere

Das Ensemble der Toneelgroep Amsterdam schafft es, jedem der unterschiedlichen Charaktere eine ganz individuelle, anrührende Stimme zu geben, die die Aufführung zu einem Meisterwerk des Illusionstheaters macht.

Leonhard Föcher

Die Schatten der Vergangenheit

„Die Dinge, die vorübergehen“ – ein packendes szenisches Requiem der Ruhrtriennale

VON BERND AULICH

GLADBECK. „Das Ding“ nennen sie es. Als wäre es nur ein Gegenstand. „Das Ding“ lastet wie eine nie verheilte, schwärende Wunde auf drei Generationen einer weit verzweigten holländischen Familie.

Es war ein Mord im Affekt. 60 Jahre liegt diese Bluttat zurück. In einer leidenschaftlichen nächtlichen Begegnung entledigten sich im fernen Java der Kolonie Niederländisch-Indien Großmutter Otilie Dercksz und ihr Liebhaber und späterer Lebensgefährte Emile Takma, der Sekretär ihres Mannes, mit dessen Dolch des verhassten Gatten. Dem Mitwisser Doktor Roelofs gab sich die Großmutter nach der Tat wiederholt hin, um ihn zum Schweigen zu bringen. Die Söhne und Töchter ahnen alles. Und noch das Leben der erwachsenen Kinder ist überschattet von den bleiern lastenden Schatten einer verschwiegene Vergangenheit.

Louis Couperin (1863-1923), einer der bedeutendsten niederländischen Autoren, enthüllt die Verstrickungen dieser Familienbande und den repressiven Geist ihrer Triebunterdrückung schonungslos in seinem 1906 erschienenen Roman „Von alten Menschen, den Dingen, die vorübergehen“, dem letzten seiner Den-Haag-Folge.

Der flämische Starregisseur Ivo van Hove hat Koen Tachelet's Romanadaption mit seiner großartigen Toneelgroep Amsterdam auf die weitläufige Spielfläche der Maschinenhalle Gladbeck-Zweckel gebracht – als szenisches Requiem mit packender Sogkraft. Mit diesem stillen, auf jeglichen Schnickschnack verzichtenden Spiel in niederländischer Sprache mit deutschen und englischen



In eine Bluttat verstrickt: Frieda Pittoors als 97-jährige Großmutter Otilie Dercksz und Gijs Scholten van Aschat als 93-jähriger, mit ihr alt gewordener Liebhaber Emile Takma und Mörder ihres Mannes in der Romanadaption „Die Dinge, die vorübergehen“.

—FOTO: JAN VERSWEYFELD

Übertiteln ist der Ruhrtriennale nach dem Stück „Die stille Kraft“ vor einem Jahr eine weitere schlüssige Couperin-Adaption und eine der überzeugendsten Produktionen dieser Saison geglückt.

Grandiose Protagonisten

Unter dem Titel „Die Dinge, die vorübergehen“ bespielen van Hove und sein kongenialer Bühnenbildner Jan Versweyfeld wie in einem

Purgatorium mit Irrlichtern den Menschen die zerstörerische Wucht misslungener Verdrängung, die Bürde des Alters und die Furcht vor dem nahen Tod. Zwei der Stars der Toneelgroep, Frieda Pittoors als ständige Großmutter und Gijs Scholten van Aschat, bündeln das mit einem Minimum an Gesten grandios.

Wie in einem Wartesaal des Lebens blitzen hier Schicksale auf. Vor einer Spiegelwand, die als Projektionsfläche des heiteren Nizza, dann für Bilder kriegerischer Zerstörung

dient, ziehen die 15 Akteure wie in einer Prozession in schwarzem Schnee an lang gezogenen Stuhlzeilen vorbei. Subjektive Züge des Autors verkörpert Aus Greidanus als junger Journalist Lot, den es mit seiner jungen Braut, Takmas Tochter Elly (Abke Haring), in den Süden zu seiner leichtlebigen Schwester Otilie (Cella Nu-jaar) und deren Latin Lover (Luca Savazzi) und später nach Italien zieht.

Glücklich wird der latent homosexuelle, zum Schluss

in Nebelschwaden versinkende Lot ebenso wenig wie seine Mutter (Katelijn Damen) – auch sie heißt Otilie –, die völlig ahnungslose junge Ina (Maria Kraakman), sein pädophiler, schmieriger Onkel Antoni (Hugo Koolschijn) oder die bigotte Tante Thérèse (Janni Goslinga).

INFO Weitere Termine:

23. und 24. September.
Karten im RZ- und SZ-
Ticketcenter oder unter
der Hotline
☎ 02 09/14 77 999.

Es gibt keine Erlösung nach dem schrecklichen Mord

Ruhrtriennale: Roman-Adaption

GLADBECK. Der große belgische Theater-Regisseur Ivo van Hove hat die Maschinenhalle der Gladbecker Zeche Zweckel in eine Empfangs- oder Wartehalle verwandelt. Die Figuren seiner sehr sehenswerten Inszenierung von Louis Couperus' Roman "Die Dinge, die vorübergehen" sitzen darin fest, "das Ding" will einfach nicht vorübergehen.

"Das Ding" ist im Sprachgebrauch der weit verzweigten Den Haager Familie Synonym für einen lange zurückliegenden Mord, der die nachfolgenden Generationen belastet. Aus Leidenschaft, Liebe und Hass, haben Großmutter Ottilie und ihr Liebhaber Takma vor 60 Jahren ihren Ehemann umgebracht.

Es geschah in einer anderen Zeit und einem anderen Leben - in der Kolonie Niederländisch-Indien, von der Ivo van Hove vergangenes Jahr im Programm der **Ruhrtriennale** erzählte - ebenfalls nach einem Couperus-Roman.

Auch in der neuen Adaption erzählt er die schwelenden, nach und nach durch die Oberfläche sengenden Konflikte seiner Figuren mit starken Bildern. Auf Stuhlreihen am Rand beobachten die jüngeren Mitglieder der Familie das quälend langsame Vorbeiziehen der Alten. Das Publikum beobachtet sich selbst in einem Spiegel, der die Rückwand ausfüllt.

Intensives Spiel

Dieses Bild mag abgegriffen erscheinen, macht aber Sinn: Wenn der Zuschauer seine eigenen familiären Bindungen überprüft, wenn er sich fragt, wie stark er von den Geschichten der Ahnen beherrscht wird, von ihrer Schuld und ihrer Fähigkeit zu Liebe, Leidenschaft und Glück.

Wenn am Ende Lot aus der jüngsten Generation in einem Meer aus Trockennebel versinkt, wird klar, dass Erlösung auch durch die Beichte des schrecklichen Mordes nicht einfach zu haben ist. Kurzer, heftiger Applaus für eine starke Regie und intensives Spiel der Toneelgroep Amsterdam. Max Florian Kühlem

Termine: 23. / 24. 9.; Karten: Tel. (02 21) 28 02 10. www.ruhrtriennale.de

Die Toneelgroep Amsterdam beeindruckte mit einem intensiven Spiel bei der **Ruhrtriennale**. Versweyveld

VON CHRISTINE DÖSSEL

Zu den beeindruckendsten Erfahrungen bei der Ruhrtriennale gehören immer wieder die Räumlichkeiten, in denen dieses nordrhein-westfälische Theater- und Musikfestival über die Bühne geht. Die Maschinen-, Aufbereitungs- und Kohlenmischhallen in den ausgedienten Zechen des Ruhrgebiets mit ihren Fördertürmen, Kokereien und Gießereien sind monströse Architekturgebilde von oft sakraler Anmutung: Kirchen des Industriezeitalters wie die imposante Gebälsehalle im Landschaftspark Duisburg-Nord, wo nun die Produktion „Medea.Matrix“ von Susanne Kennedy Uraufführung feierte. Oder die mit ihrer Ziegelsteinfassade an ein gigantisches englisches Internat erinnernde Maschinenhalle Zweckel in Gladbeck, wo der Belgier Ivo van Hove mit seiner Toneelgroep Amsterdam die Familiensaga „Die Dinge, die vorübergehen“ nach Louis Couperus herausbrachte. In beiden Inszenierungen steht eine übermächtige, unheilträchtige Mutterfigur im Zentrum. Die eine heißt Medea, die andere Otilie. Beides Mörderinnen – aus Liebe.

Bei „Medea.Matrix“ gehört schon der Einlass mit zur Inszenierung. In einer Art Prozession werden die Zuschauer die Treppen hoch in die Gebälsehalle geschleust, vorbei an alten Industriemaschinen, die in ihrer grünen Beleuchtung aussehen wie Urwaldmonster. Es ist eine Reise ins Herz – nein, besser: in den Uterus der Finsternis, begleitet von einem archaischen Trommelsound. In der Halle selbst führt der Parcours durch eine Bühneninstallation, die von der Regisseurin Susanne Kennedy und dem Multimedia-Künstler Markus Selg

Die Frau muss immer leiden:
„Guten Tag. Ich habe so, ähm, Schmerzen im Unterleib ...“

auch für einen Pavillon auf der Kunstbiennale in Venedig zum Thema „Frausen und Fruchtbarkeit“ entworfen sein könnte. Da geht es vorbei an riesigen Videoscreens, auf denen Waldderäuschen, Bienenschwärme wuseln, Wölfe rudeln. Man passiert folkloristisch aussehende Frauen mit ausdruckslosen Gesichtsmasken und geflochtenem Haar. Sie halten Schlüssel oder Kindpuppen, einige sind zu einer bäuerlichen Gruppe auf Säcken und Decken arrangiert, ihre Schürzen bedruckt mit den Körpern nackter Frauen wie von Renaissancegemälden. Es ist stückig heiß im Raum, es brummt und surrt. Ähren-Büschel stehen herum, Bauern-Zeugs. Man muss an Jäten, Ernten, Wachstum denken.

Dass die hohen Bogenfenster der Halle zugemauert sind, verstärkt den Eindruck einer Urhöhle: Wir sind – noch erwartungsfroh – im warmen Mutterschlund des Stücks, in der Gebärmutter von „Medea.Matrix“. Schoß für ein mythisch-metaphysisches Geburts- und Racheritual, wie der „Medea“-Stoff es hergeben könnte. Medea, die Jason in die Fremde folgt, um sich an einem Mann zu rächen.

Was dann, als endlich alle Zuschauer auf den Tribünen Platz genommen haben, auf Markus Selgs aufwendiger Multiplex-Bühne anhebt, ist jedoch nicht etwa die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Video-Installation oder sonst ein fruchtbares Spiel mit Frauenbildern und Muttermythen. Sondern ein merklich urspürriger, angeberischer, zunehmend Wehen verursachender, „Medea“-Stück aus rauem, assoziativ zusammengemampeltem Text- und Bildmaterial. Vielfach projizierte Urzeit- und Urwaldbilder. Dazu Bibeltexte,

Hehres von Nietzsche, Horkheimer, Adorno, zwischendurch ein bisschen Biologieunterricht und Banales aus der Bravo beziehungsweise jenen Internet-Foren, die heute „Dr. Sommer“ ersetzen: „Guten Tag. Ich habe so, ähm, Schmerzen im Unterleib ...“

Die Frau als Ursprung alles Seienden, als schmerzreich Gebärende, Leidende, auf ihr Geschlechtsorgan Festgelegte steht eindimensional-monumental im Zentrum dieser ambitionierten Mutterschaft-Colage. Die „Medea“-Tragödie von Euripides dient dabei nur noch als Zellkern. Weder wird Medeas Geschichte erzählt noch wird hier überhaupt etwas gespielt. Was schon insofern jammerschade ist, als die Kraft- und Saftschauspielerin Birgit Minichmayr auf der Bühne steht, und zwar leibhaftig, in schwarzer Unterwäsche und mit blondem Wallehaar. Nur leider bleibt sie an diesem Abend wirklich einfach nur stehen, ausgestellt auf einem Hochpodest wie ein Schauobjekt, monoton Ausführungen über das weibliche „Loch“ oder Euripides-Zitate vortragend: „Ach weh! Ich unglückseliges, leidendes Weib!“ Manchmal antwortet ihr der Chor der Masken-Frauen

mit technisch verzerrter Stimme: „Ach, Unglückselige, weh!“

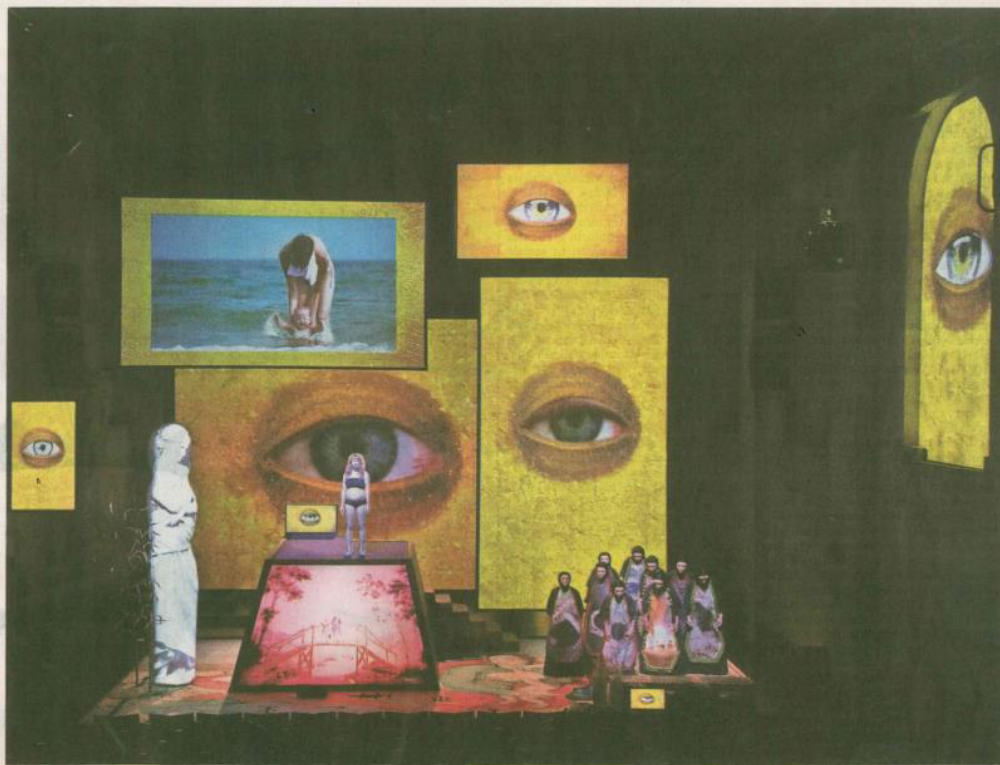
Ach je. Im Video-Dschungel dieser Computerkunstanstrengung wirkt die arme Minichmayr wie Jane ohne Tarzan. Aber auch wie eine Vollblutschauspielerin im falschen Theater. Susanne Kennedy, die 2017 mit dem Team von Chris Dercon an die Berliner Volksbühne gehen wird, hat mit ihren verfremdungseffektlichen Horrorszeneisierungen an den Münchner Kammerspielen einige Furor gemacht. „Fegefeuer in Ingolstadt“ und „Warum läuft Herr R. Amok?“ waren kluge, irritierende Schauspiel-Kunstinstallationen. Bei „Medea.Matrix“ verheddert sie sich nun im Kunstgewerblichen. Ein guter Text ist eben immer noch eine gute Basis für gutes Theater.

Das zeigt sich auch in Ivo van Hoves Inszenierung „Die Dinge, die vorübergehen“ nach einem Roman von Louis Couperus (1863–1932). Couperus ist so etwas wie der Thomas Mann der Niederlande, in Deutschland jedoch so gut wie unbekannt (und auch nicht ins Deutsche übersetzt). Als Sohn eines hohen Kolonialbeamten lebte er eine Zeitlang in Niederländisch-Indi-

en, das in vielen seiner Romane vorkommt. Schon in „Die stille Kraft“, mit der Ivo van Hove im vergangenen Jahr seine für die Ruhrtriennale geplante Couperus-Trilogie begann, war die Kolonie der Ort, an dem der westliche Mensch an seine kulturellen Grenzen und auf seine Gelüste stößt. „Die Dinge, die vorübergehen“ spielt nun zwar in Den Haag, aber das dunkle Geheimnis, das hier über Generationen hinweg schwer wie ein Fluch auf einer Familie lastet, hat seinen Ursprung in Niederländisch-Indien. Dort nämlich hat vor 60 Jahren Großmutter Otilie gemeinsam mit ihrem Liebhaber Takma ihren Mann ermordet – aus heißer, wilder Leidenschaft. Was sie nicht weiß: Harold, eines ihrer vier Kinder, hat die Tat damals beobachtet, und sie lastet auf seiner Seele. So wie auch Otilie und Takma, inzwischen im hohen Greisenalter, ein Leben lang unter ihrer Tat gelitten, aber nie darüber gesprochen haben.

Vor diesem Hintergrund des Verdrängten erzählt Couperus eine personenreiche, von Lügen, Angst, Zärtlichkeits-Sehnsucht und Vergänglichkeits-Wehmut durchzogene Familienentzauberungsge-

schichte, deren „Who is Who“ schwer nachzuerzählen, aber in der geschickten Fassung von Koen Tachelet auf der Bühne doch begreifbar ist. Auf der riesigen, leeren Raumbühne von Jan Versweyeld, in deren Rückwand sich das Publikum spiegelt – auch dies eine Installation –, sitzen die eindrucksvollen Toneelgroep-Schauspieler links und rechts auf Stühlen, um blitzschnell im Spiel zu sein, was fließende Übergänge ermöglicht. Gesäumt wird das Spielfeld von Glasvitrinen, auf denen ein dicker Pinsel verwischte Monsterfratzen hinterlassen hat. Sie bilden den Rahmen für diese Triebgeschichte aus dem weiten Land der Seele, die auch eine Jeremiade und als solche ein wenig nervig ist: Ständig wird über das Altern geklagt, und es buckeln und humpeln auch fast nur Greise über die Bühne, alle in Schwarz, niedergedrückt vom Leben und dann auch noch besiegt von einem Ascheregen. Doch die Charaktere gewinnen Kontur, und das Spiel ist, wie immer bei Ivo van Hove, stilisch arrangiert. Erzähltheater von großer Eleganz, das um seine Stärke weiß: den Menschen eine Geschichte zu erzählen.



Eine Vollblutschauspielerin im falschen Theater: Birgit Minichmayr steht in Susanne Kennedys Bühneninstallation wie ausgestellt da.

FOTO: JULIAN RÖDER/RUHRTRIENNALE

Im Uterus der Finsternis

Susanne Kennedy verirrt sich bei der Ruhrtriennale mit „Medea.Matrix“ im Videokunst-Dschungel. Eine mörderische Mutter steht auch im Zentrum von Ivo van Hoves „Die Dinge, die vorübergehen“

Es gibt keine Erlösung nach dem schrecklichen Mord

Ruhrtriennale: Roman-Adaption

GLADBECK. Der große belgische Theater-Regisseur Ivo van Hove hat die Maschinenhalle der Gladbecker Zeche Zweckel in eine Empfangs- oder Wartehalle verwandelt. Die Figuren seiner sehr sehenswerten Inszenierung von Louis Couperus Roman "Die Dinge, die vorübergehen" sitzen darin fest, "das Ding" will einfach nicht vorübergehen.

"Das Ding" ist im Sprachgebrauch der weit verzweigten Den Haager Familie Synonym für einen lange zurückliegenden Mord, der die nachfolgenden Generationen belastet. Aus Leidenschaft, Liebe und Hass, haben Großmutter Ottilie und ihr Liebhaber Takma vor 60 Jahren ihren Ehemann umgebracht.

Es geschah in einer anderen Zeit und einem anderen Leben - in der Kolonie Nieder-

ländisch-Indien, von der Ivo van Hove vergangenes Jahr im Programm der **Ruhrtriennale** erzählte - ebenfalls nach einem Couperus-Roman.

Auch in der neuen Adaption erzählt er die schwelenden, nach und nach durch die Oberfläche sengenden Konflikte seiner Figuren mit starken Bildern. Auf Stuhlreihen am Rand beobachten die jüngeren Mitglieder der Familie das quälend langsame Vorbeiziehen der Alten. Das Publikum beobachtet sich selbst in einem Spiegel, der die Rückwand ausfüllt.

Intensives Spiel

Dieses Bild mag abgegriffen erscheinen, macht aber Sinn: Wenn der Zuschauer seine eigenen familiären Bindungen überprüft, wenn er sich fragt, wie stark er von den Geschenken der Ahnen beherrscht wird, von

ihrer Schuld und ihrer Fähigkeit zu Liebe, Leidenschaft und Glück.

Wenn am Ende Lot aus der jüngsten Generation in einem Meer aus Trockennebel versinkt, wird klar, dass Erlösung auch durch die Beichte des schrecklichen Mordes nicht einfach zu haben ist. Kurzer, heftiger Applaus für eine starke Regie und intensives Spiel der Toneelgroep Amsterdam. Max Florian Kühlem

Termine: 23./24.9.; Karten: Tel. (0221) 280210. www.ruhrtriennale.de

Copyright 2016 PMG Presse-Monitor Deutschland GmbH und Co. KG

Das Wunderwesen Frau

"Medea.Matrix" und "Die Dinge, die vorübergehen" sorgen für ein spannendes Schauspiel-Finale des Festivals Ruhrtriennale

Schauspiel Die Regisseure Susanne Kennedy und Ivo van Hove versehen kurz vor Abschluss der Ruhrtriennale die Leitthemen des Festivals - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - mit großen Fragezeichen. Die schauspielerischen Leistungen wirken nach. Nicole Golombek

Duisburg Stalin, so erzählt es dessen Tochter Swetlana in einem Buch, habe von seinem Arbeitszimmer in seinem Landhaus gern auf Bienenstöcke geschaut: auf Staaten aus lauter Individuen, die sich gleichermaßen unterordnen und funktionieren. Dass sie von einer Königin beherrscht werden, tut nichts zur Sache, die Analogie zum angestrebten idealen Sowjetstaat ist einfach zu passend, um sich von solchen Details stören zu lassen. Die Diktatur des Weibes: Bilder übereinander krabbelnder Bienen empfangen auch den Besucher der Theaterinstallation "Medea.Matrix" in der Gebläsehalle in einem stillgelegten Hüttenwerk in Duisburg. Die viel gefragte, 1977 geborene Regisseurin Susanne Kennedy, die von 2017 an bei dem umstrittenen designierten Berliner Volksbühnen-Intendanten Chris Dercon arbeiten wird, hat dieses Bild gewählt, das wie kaum ein anderes für die Machbarkeit des Matriarchats steht. Bevor der Zuschauer am Donnerstag in der kirchenschiffartigen Halle genommen hat, marschiert er, am Eingang zum Schweigen aufgefordert, an seit 1985 nicht mehr benutzten Gerätschaften vorbei - hier hat schon lange kein Mann mehr schweißtreibende Arbeit verrichtet, hier wurde schon lange kein Hochofenwind mehr erzeugt, der zur Schmelzung des Roheisens notwendig ist. Der letzte Macho, der in diesem Tempel der Männlichkeit seinen großen Auftritt hatte, war seinerzeit Horst Schimanski: bei der Premierenfeier für den "Tatort" mit dem inzwischen gestorbenen Götz George.

Teil des halbstündigen Parcours ist auch der andächtige Marsch hinter die Kulissen, zwischen Maisstängeln, an maskierten Frauen mit verfremdeten Uterus-Bild-Schür-

zen vorbei, die Eier in Plastikscheiden kreisen lassen.

Man sieht Videos (Markus Selg, der auch den Raum konzipiert hat) von Urwäldern, Reisfeldern, Wolfsrudeln, und man sieht eine übermenschgroße Statue, auf die Heiligenbilder projiziert werden. Kennedy kombiniert die wilden Bilder mit wenigen "Medea"-Passagen und vielen Alltags-Textsequenzen, die wie aus dem Wartezimmer eines Frauenarztes abgelautet klingen. Neben Kaiserschnittnarben und dunklen Ausflüssen hört man Fantasien von Philosophen wie Platon: "Die Gebärmutter ist ein Tier, das glühend nach Kindern verlangt." Und überraschend aktuell wirkendes Politisches von Adorno: "Wie Frauen den ungerührten paranoiden Mann anbeten, sinken die Völker vor dem totalitären Faschismus! - Tag br not allowed here -> in die Knie."

Ein bisschen Bio-Philosophie-Unterricht auf Speed - und im Zentrum dieses Bilder- und Textwirbels: die Schauspielerin Birgit Minichmayr, der nackte Bauch stets gut ausgeleuchtet. Sie verweigert sich dem ewigen Opferspiel, das "Medea" ja auch ist: Mann verlässt Frau, im Exil lebend, für eine jüngere. Frau rächt sich, indem sie nach langem Zaudern die Kinder ermordet. Keinerlei Wehklagen an diesem Abend. Eine Stunde lang steht Birgit Minichmayr ungerührt auf einem weißen Altar, lässt sich zu nichts bewegen als dazu, in trotziger Pose zu wiederholen: "Wollt ich dreimal lieber doch in Schlachten stehen als gebären einmal nur!" Eine coole Hohepriesterin der Verweigerung jeglicher Unterwerfung.

Ja, das Wunderwesen Frau kann Königin, kann Herrscherin sein, nicht nur im Bienenstaat, sagen die Künstlerinnen mit ihrer Performance. Nicht mal dem Ritual der Beurteilung durch das Publikum folgen Kennedy und Minichmayr. Nach 90 Minuten liest und hört man: "Brauchst du wohl Kinder noch?" Dann bekommt der Philosoph

Friedrich Nietzsche das letzte Wort: "Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit", darauffolgend als lakonischer Kommentar: "Die Geburt der Tragödie". Hernach lässt Kennedy Minichmayr das Podest hinuntersteigen. Abgang, Ende. Der Rest ist Abmarsch und Schweigen.

Wie ein Kommentar auf Susanne Kennedy's Gender-Zarathustra-Medea-Übermensch-Überlegungen wirkt die Produktion etwa 23 Kilometer weiter nördlich. In der im Stil des Historismus erbauten Maschinenhalle in Gladbeck findet einen Abend später die Premiere von "Die Dinge, die vorübergehen" statt. Regisseur ist Ivo van Hove, in Stuttgart mit Cassavetes' "Faces" während des Festivals "Theater der Welt" 2005 in Erinnerung. Die Inszenierung verfolgte man auf Betten liegend. Der Belgier ist international gefragt, hat mit Stars wie Juliette Binoche und David Bowie gearbeitet. Er leitet die renommierte Toneelgroep Amsterdam, mit dem Ensemble hat er nun einen Roman des Niederländers Louis Couperus (1863-1923) auf die Bühne gebracht, den man gern auch einmal auf Deutsch lesen würde. Dass hierzulande kaum Werke des bedeutenden Autors erhältlich sind, ist kaum zu glauben.

Eine dunkel-elegante und präzise choreografierte Abrechnung mit der Familie hat van Hove inszeniert; unerbittlich wie ein Uhrwerk, getragen, gemessen in Rhythmus und Ton (live eingespielt von Harry de Wit) sezziert er das Leben einer Familie. Schnee aus schwarzen Schnipseln fällt auf die Menschen, die mit ihren Leidenschaften kämpfen und wie Motten die charismatische alte Elly umkreisen. Wie Birgit Minichmayr in "Medea.Matrix" starr auf dem Podest verharrt, so verharrt Frieda Pittoors' Elly auf dem Stuhl, überlebt ihre Liebhaber, von Dämonen heimgesucht, dennoch hart und kalt und nichts bereuend auf den Tod wartend.

Diese Grande Dame der Familie, 97 Jahre alt, ist eine Mordanstifterin aus Leidenschaft, Liebe und Hass, die Männer gegeneinander ausspielt. Auch ihre Kinder und Enkel sind wegen der nie ausgesprochen oder gesühnten Tat wie paralysiert. Ihre Tochter (Katelijne Damen), dreimal unglücklich verheiratet, beherrscht die jungen Männer, auch ihre Söhne, klammert sich an sie, bespringt, küsst, erdrückt sie fast mit

ihrer Liebe. Die zwei grandiosen Damen spielen so ganz nebenbei übrigens auch alle anderen, die jüngeren und älteren Herren, mühelos an die nicht vorhandene Theaterwand in dem imposanten Saal.

Ja, eine Frau kann Königin in einem Staat sein, sagt Ivo van Hove, doch das Matriarchat muss kein Staat sein, in dem man besonders gerne leben mag. Die Leitthemen

dieser **Ruhrtriennale** - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - sind an diesen zwei Abenden mit besonders großen Fragezeichen versehen, die Begegnungen mit diesen Überfrauen werden nachwirken.

Copyright 2016 PMG Presse-Monitor Deutschland GmbH und Co. KG

Begegnungen mit Überfrauen

Bei der Ruhrtriennale faszinieren eine spannende Variation der antiken Medea-Geschichte und die Romanadaption "Dinge, die vorübergehen".

Schauspiel Die Regisseure Susanne Kennedy und Ivo van Hove versehen beim Theater-Finale der Ruhrtriennale

die Leitthemen des Festivals - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - mit großen Fragezeichen. Die schauspielerischen

Leistungen wirken nach. Nicole Golombek

Julian Roeder/**Ruhrtriennale**

Da schau her! Eine Szene aus "Medea.Matrix" mit Birgit Minichmayr (auf dem Podest) in Duisburg

Duisburg Stalin, so erzählt es dessen Tochter Swetlana in einem Buch, habe von seinem Arbeitszimmer in seinem Landhaus gern auf Bienenstöcke geschaut: auf Staaten aus lauter Individuen, die sich gleichermaßen unterordnen und funktionieren. Dass sie von einer Königin beherrscht werden, tut nichts zur Sache, die Analogie zum angestrebten idealen Sowjetstaat ist einfach zu passend, um sich von solchen Details stören zu lassen. Die Diktatur des Weibes: Bilder übereinander krabbelnder Bienen empfangen auch den Besucher der Theaterinstallation "Medea.Matrix" in der Gebläsehalle in einem stillgelegten Hüttenwerk in Duisburg.

Die viel gefragte, 1977 geborene Regisseurin Susanne Kennedy, die von 2017 an bei dem umstrittenen designierten Berliner Volksbühnen-Intendanten Chris Dercon arbeiten wird, hat dieses Bild gewählt, das wie kaum ein anderes für die Machbarkeit des Matriarchats steht. Bevor der Zuschauer am Donnerstag in der kirchenschiffartigen Halle Platz genommen hat, marschiert er an seit 1985 nicht mehr benutzten Gerätschaften vorbei - hier hat schon lange kein Mann mehr schweißtriefende Arbeit verrichtet, hier wurde schon lange kein Hochofenwind mehr erzeugt, der zur Schmelzung des Roheisens notwendig ist. Der letzte Macho, der in diesem Tempel der Männlichkeit seinen großen Auftritt hatte, war seinerzeit Horst Schimanski: bei der Premierenfeier für den "Tatort" mit dem inzwischen gestorbenen Götz George.

Teil des halbstündigen Parcours ist auch der andächtige Marsch hinter die Kulissen, zwischen Maisstängeln, an maskierten

Frauen mit verfremdeten Uterus-Bild-Schürzen vorbei, die Eier in Plastikschalen kreisen lassen. Man sieht Videos (Markus Selg, der auch den Raum konzipiert hat) von Urwäldern, Reisfeldern, Wolfsrudeln, und man sieht eine übermenschengroße Statue, auf die Heiligenbilder projiziert werden. Kennedy kombiniert die wilden Bilder mit wenigen "Medea"-Passagen und vielen Alltagstextsequenzen, die wie aus dem Wartezimmer eines Frauenarztes abgelautet klingen. Neben Kaiserschnittnarben und dunklen Ausflüssen hört man Fantasien von Philosophen wie Platon: "Die Gebärmutter ist ein Tier, das glühend nach Kindern verlangt." Und überraschend aktuell wirkendes Politisches von Adorno: "Wie Frauen den ungerührten paranoiden Mann anbeten, sinken die Völker vor dem totalitären Faschismus in die Knie."

Ein bisschen Bio-Philosophie-Unterricht auf Speed - und im Zentrum dieses Bilder- und Textwirbels: die Schauspielerin Birgit Minichmayr, der nackte Bauch stets gut ausgeleuchtet. Sie verweigert sich dem ewigen Opferspiel, das "Medea" ja auch ist: Mann verlässt Frau, im Exil lebend, für eine Jüngere. Frau rächt sich, indem sie nach langem Zaudern die Kinder ermordet. Keinerlei Wehklagen an diesem Abend. Eine Stunde lang steht Birgit Minichmayr ungerührt auf einem weißen Altar, lässt sich zu nichts bewegen als dazu, in trotziger Pose zu wiederholen: "Wollt ich dreimal lieber doch in Schlachten stehen als gebären einmal nur!" Eine coole Hohepriesterin der Verweigerung jeglicher Unterwerfung.

Ja, das Wunderwesen Frau kann Königin, kann Herrscherin sein, nicht nur im Bienenstaat, sagen die Künstlerinnen mit ihrer Per-

formance. Nicht mal dem Ritual der Beurteilung durch das Publikum folgen Kennedy und Minichmayr.

Nach 90 Minuten liest und hört man "Brauchst du wohl Kinder noch?". Dann bekommt der Philosoph Friedrich Nietzsche das letzte Wort: "Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit", darauf folgend als lakonischer Kommentar: "Die Geburt der Tragödie". Hernach lässt Kennedy Minichmayr das Podest hinuntersteigen. Abgang, Ende. Der Rest ist Abmarsch und Schweigen.

Wie ein Kommentar auf Susanne Kennedys Gender-Zarathustra-Medea-Übermensch-Überlegungen wirkt die Produktion etwa 23 Kilometer weiter nördlich. In der im Stil des Historismus erbauten Maschinenhalle in Gladbeck findet einen Abend später die Premiere von "Die Dinge, die vorübergehen" statt. Regisseur ist Ivo van Hove, in Stuttgart mit Cassavetes' "Faces" während des Festivals Theater der Welt 2005 in Erinnerung.

Die Inszenierung verfolgte man auf Betten liegend. Der Belgier ist international gefragt, hat mit Stars wie Juliette Binoche und David Bowie gearbeitet. Er leitet die renommierte Toneelgroep Amsterdam, mit dem Ensemble hat er nun einen Roman des Niederländers Louis Couperus (1863-1923) auf die Bühne gebracht, den man gern auch einmal auf Deutsch lesen würde. Dass hierzulande kaum Werke des bedeutenden Autors erhältlich sind, ist kaum zu glauben.

Eine dunkel elegante und präzise choreografierte Abrechnung mit der Familie hat

van Hove inszeniert; unerbittlich wie ein Uhrwerk, getragen, gemessen in Rhythmus und Ton (live eingespielt von Harry de Wit) seziert er das Leben einer Familie. Schnee aus schwarzen Schnipseln fällt auf die Menschen, die mit ihren Leidenschaften kämpfen und wie Motten die charismatische alte Elly umkreisen.

Wie Birgit Minichmayr in "Medea.Matrix" starr auf dem Podest verharrt, so verharrt Frieda Pittoor's Elly auf dem Stuhl, überlebt ihre Liebhaber, von Dämonen heimgesucht und dennoch nichts bereuend

auf den Tod wartend. Diese Grande Dame der Familie, 97 Jahre alt, ist eine Mordanstifterin aus Leidenschaft, Liebe und Hass, die Männer gegeneinander ausspielt. Auch ihre Kinder und Enkel sind wegen der nie ausgesprochenen oder gestühnten Tat wie paralysiert. Ihre Tochter (Katelijne Damen), dreimal unglücklich verheiratet, beherrscht die jungen Männer, auch ihre Söhne, klammert sich an sie, bespringt, küsst, erdrückt sie fast mit ihrer Liebe. Die zwei grandiosen Damen spielen so ganz nebenbei übrigens auch alle anderen, die jüngeren und äl-

teren Herren, mühelos an die nicht vorhandene Theaterwand in dem imposanten Saal.

Ja, eine Frau kann Königin in einem Staat sein, sagt Ivo van Hove, doch das Matriarchat muss kein Staat sein, in dem man besonders gerne leben mag. Die Leitthemen dieser **Ruhrtriennale** - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - sind an diesen zwei Abenden mit besonders großen Fragezeichen versehen, die Begegnungen mit diesen Überfrauen werden nachwirken.

Copyright 2016 PMG Presse-Monitor Deutschland GmbH und Co. KG

Maschinenhalle Zweckel

Die Dinge, die vorübergehen



Die Dinge, die vorübergehen.

Jan Versweyfeld

Ein Familiengeheimnis - bestehend aus verheimlichter Liebe und Mord - hinterlässt tiefe Spuren in den nachfolgenden Generationen und beherrscht den von einem Trauma durchzogenen Lebenssinn. Louis Couperus Roman in einer Inszenierung von Ivo van Hove.

24.09.2016 19:30 Uhr

Maschinenhalle Zweckel

Frentoperstraße 43
45966 Gladbeck

www.ruhrtriennale.de



Ein Toten- und Trauertanz: Szene aus „Die Dinge, die vorübergehen“ mit dem Ensemble der Toneelgroep Amsterdam bei der Ruhrtriennale in der Maschinenhalle Zweckel in Gladbeck. • Foto: Versweyveld

Im Schatten eines Mordes

„Die Dinge, die vorübergehen“ nach Louis Couperus bei der Ruhrtriennale

Von Ralf Stiffel

GLADBECK • Ganz in Schwarz sitzen sie dem Publikum gegenüber, die Großmutter Ottilie, 97 Jahre alt, und Herr Takma, ihr „Amant“, 93 Jahre alt. Das Liebespaar lebt seit 60 Jahren zusammen, nicht verheiratet, umgeben von Kindern, Enkeln, Bekannten, und doch einsam. Denn ihre Beziehung begann mit einem Mord.

Das gut vertuschte und stets verschwiegene Verbrechen an Ottilies Mann damals in Niederländisch-Indien vergiftet die Familie. Alle tragen Schwarz in dem Drama „Die Dinge, die vorübergehen“, das Ivo van Hove mit der Toneelgroep Amsterdam nach einem Roman von Louis Couperus für die Ruhrtriennale inszeniert. Die Maschinenhalle Zweckel in Gladbeck bietet dem düsteren Drama einen suggestiv weiten Raum. Die Zuschauertribüne spiegelt sich in der Bühnenrückwand, rechts und links erstrecken sich lange Stuhlreihen wie in einer Kirche, dahinter laufen Glaswände, die mit Fratzen bemalt sind (Bühne: Jan Versweyveld).

Eine unbewusste Trauer beschattet das Leben im Hause Derckz. Denn obwohl die stolz thronende Matriarchin und ihr Partner die Tat beschweigen, finden ihre Nach-

fahren kein Lebensglück. Nicht einmal die gute Nachricht, dass Ottilies Enkel Lot die junge Elly heiraten will, hellt die Stimmung auf. Die Ehe von Lots Mutter (die ebenfalls Ottilie heißt) mit einem jüngeren Mann zerbricht gerade. Und das Familienvermögen scheint nicht bei den jüngeren Generationen anzukommen, viele in der Familie brauchen Geld. Sie alle hungern nach Liebe und werden nicht satt. Immer wieder verlangen sie nach Küssen, die Mutter von ihrem Sohn, der (ohnehin pädophile) Onkel von seiner Nichte, und diese Küsse fallen dann ziemlich unkeusch aus, münden in gierige Umrarmungen.

Aber das wiegt noch leicht gegen die Last, die Ottilies Sohn Harold mit sich schleppt. Er wurde als Kind Zeuge des Mordes an seinem Vater und schwieg 60 Jahre lang. Das Trauma äußert sich bei ihm in Krankheit und Schmerzen.

Was für ein Stoff, welche Finsternis – und was für ein berührender Theaterabend. Ivo van Hove hält Couperus für den bedeutendsten niederländischen Romancier. Schon 2015 brachte er den Roman „Die stille Kraft“ für die Ruhrtriennale auf die Bühne, als bildmächtige Erzählung über die Kolonialge-

schichte des Landes. „Die Dinge, die vorübergehen“ besteht fast nur aus Dialog und Monolog, hat kaum Handlung, sondern sehr viel Text. Die famosen Darsteller der Toneelgroep erfüllen die Worte mit Leben und Emotion selbst über die Sprachgrenze hinweg – die Aufführung ist in niederländischer Sprache mit deutschen und englischen Übertiteln.

Die existenziellen Nöte Lots, eines Schriftstellers mit Schreibblockade, der seine junge Frau sehr liebt, aber nicht sexuell begehrt, zeigt Aus Greidanus jr. mit quälender Präzision. Die Hochzeitsnacht führt das junge Paar in den Süden, sie entkleiden sich, spielen erotische Spiele mit einer Schale Erdbeeren, mit Sekt und Sprühsahne. Aber am Ende schmiegt sich Lot an Aldo, den Liebhaber seiner Schwester Ottilie, die sich aus der familiären Trübsal in den Süden geflüchtet hat. Und hier, nur hier, erlaubt van Hove Farbe auf der Bühne mit den roten Früchten, mit dem bunt gemusterten Kleid. Katelijne Damen spielt die Mutter Ottilie, für die Liebe eine Sucht ist. Bei Entzug leidet sie Qualen. Mit großer physischer Präsenz zeichnet Hans Kesting das Trauma des Sohnes Harold, der in seiner Verzweiflung ein neues Gesicht an eine

freie Glasscheibe zeichnet, ein weiterer Geist der mörderischen Vergangenheit. Und wie stoisch thront Frieda Pittoors als Großmutter Ottilie auf ihrem Stuhl, stilles Zentrum familiärer Macht wie familiären Unheils, und ihre Gewissensbisse entladen sich nur manchmal in fiebrigen Halluzinationen.

Diese zweieinhalbstündige, von keiner Pause unterbrochene szenische Erzählung ist klug getaktet, dabei atmosphärisch dicht untermalt von Live-Musik, die Harry de Wit vor allem auf Glocken und Percussion, am Ende auch der Bassklarinette spielt. Da ticken unerbittlich die Uhren auf den Tod hin. Manchmal klingen die langen Schwingungen kaum merklich unter den Sätzen der Trauer.

Die Sühne kommt spät, nach 60 Jahren, in angekündigten Toden, zu denen dichter schwarzer Schnee auf eine Gesellschaft fällt, die schon zum Begräbnis versammelt ist. Dann steigt weißer Nebel auf und verspricht eine Läuterung. Vielleicht ein trügerisches Bild, aber zum Abschluss noch ein wenig Opulenz in einer sehr strengen, aber gerade dadurch ergreifenden Inszenierung.

23., 24.9., Tel. 0221/ 280 210,
www.ruhrtriennale.de

Erstarrt unter der Last der verdrängten Tat

„Von Dingen, die vorübergehen“ nach einem Roman des Niederländers Louis Couperus in der Regie Ivo van Hove zum Abschluss der Ruhrtriennale **VON WERNER HÄUSSNER**

Es gibt Dinge, die vorübergehen. Leidenschaft zum Beispiel, oder Begierden. Für einen Moment des blinden und wilden Habenwollens gab es zwanzig Jahre Gezanke und Geschrei, zieht der hart und kalt gewordene Mann mit dem bezeichnenden Namen Steyn de Weert (Robert de Hoog) die Bilanz seiner Ehe. Seine Frau Ottilie gehört zu einer Familie, in der ein „Ding“ nicht vorübergeht, sondern bedrohlich präsent bleibt: ein Mord aus Leidenschaft, begangen vor Jahrzehnten im fernen Niederländisch-Indien. Großmutter Ottilie hat mit ihrem Geliebten Takma ihren Mann umgebracht. Doktor Roelofs hat die Untat gedeckt. Ein Geheimnis, das die drei – inzwischen unalt geworden – nicht in Ruhe lässt: ein Geheimnis, das keines ist. Am Ende der zweieinviertel Stunden bedrückenden Spiels wissen wir, dass es (fast) alle gekannt haben. Nur die Alten, die sterben in der Illusion, mit dem „Ding“ alleine gewesen zu sein.

„Van oude mensen, de dingen die voorbij gaan“, heißt der Roman von 1904, den Koen Tachelet für die Bühne bearbeitet und der renommierte belgische Regisseur Ivo van Hove für die Ruhrtriennale inszeniert hat. Schon im letzten Jahr hat Johan Simons, Intendant der Triennale bis 2017, einen Roman des Niederländers Louis Couperus auf die Bühne bringen lassen: „Die stille kracht“ („Die stille Kraft“), eine Studie über das Unergründliche im Menschen, das sich in der Konfrontation von unvereinbaren Kulturen und in dunklen Verbrechen offenbart. „Von alten Menschen, den Dingen, die vorübergehen“ ist ein Schlüsselwerk Couperus', der zu den wichtigsten Schriftstellern der Niederlande gehört. Leider ist das Werk auf Deutsch nicht mehr erhältlich; die letzte Ausgabe erschien 1985. Und es ist zu bedauern und ein wenig verwunderlich, dass kein Verlag den Impuls der letztjährigen Triennale aufgegriffen und sich dem Schaffen von Couperus zugewandt hat – zumal die Buchmesse dieses Jahres Flandern und die Niederlande zu Gast haben wird.

Nachlesen lässt sich also nur auf Niederländisch, und das ist schade. Denn Ivo van Hoves Arbeit in der Maschinenhalle der

ehemaligen Zeche Zweckel in Gladbeck stellt Couperus als einen Autor mit aktuellem Potenzial und zeitlos relevanten Themen vor. Sicher geht es um das Altwerden, um das Ersterben der Leidenschaft, um die unbändige Kraft nicht zu bezwingernden Triebe, um eine schonungslose Analyse der Familie als Ort des Verschweigens, der Sprachlosigkeit, der Selbsttäuschung. Es geht um die verdrängte und gerade deshalb machtvolle Sexualität, die van Hove in zugespitzten Bildern vor Augen führt: Die Umarmungen, die Küsse von Mutter Ottilie (Katelijne Damen) und Sohn Lot (Aus Grei-

danus) haben etwas ungeniert Sinnliches und Cleriges. Die Kälte statuenhafter Dialoge ist so fröstelnd unheimlich wie die unverhohlene Pädophilie von Ottilies Bruder Anton, von Hugo Kolschijn mit der verzehrenden Unruhe, aber auch der eisigen Egozentrik des finsternen Begehrens verkörpert.

Aber es geht auch um die Folgen einer Tat, die sich mit biblischer Wucht bis in die Enkelgeneration auswirkt. Couperus ist kein Moralist, er stellt – wie das alttestamentliche Wort von den Wirkungen der Sünden der Väter – den Zusammenhang fest. Aber der erstickt das Leben, nimmt die

Freude und die Leichtigkeit des Seins. Und die Momente entfesselten sexuellen Begehrens wirken weder frei noch beglückend – sie schauern unter innerem Zwang und Druck.

Jan Versweyveld schafft das Paradoxe, die weite Spielfläche der riesigen, denkmalgeschützten elektrischen Kraftzentrale in ein bedrückendes Gefängnis zu verwandeln: Figuren in hochgeschlossenen, calvinistischen Schwarz (Kostüme: An D'Huys) sitzen auf Stühlen an den Rändern einer hell-ockerfarbenen Fläche, die sich nach hinten in einer Spiegelwand verliert. Dort gehen Uhren ihrem gleichförmig mechanischen Tagwerk nach: Ihr unerschütterliches Ticken – Harry de Wit greift es in seiner unheimlich ausdrucksstarken Musik auf – endet erst mit dem Tod der Großmutter. Auch wenn das „Ding“ dann vorüber ist: die Menschen, die immer wieder wie ein Leichenzug die Fläche beschreiten, wirken nicht entlastet; die Protagonisten des Epilogs bilden stehend ein Kreuz. Und Lot, der den Namen des Überlebenden des Infernos von Sodom und Gomorrah trägt, bleibt alleine zurück, in Angst vor Alter und Endlichkeit. Unfähig, das Neue zu „umarmen“, das sich ankündigt, versinkt er in uncurchdringlich weißem Nebel.

Kein Fünkchen Hoffnung? Doch – und die formuliert Couperus religiös: Die Alten raschieren in ihren quälenden Dialogen über Schuld und Strafe, über Gott und Vergeltung. Eine Ahnung von Barmherzigkeit haben sie nicht. Aber die Großmutter Ottilie bittet am Ende ihre Tochter Thérèse (Celia Nufaar), ihr zu zeigen, wie man betet. „Ich habe es vergessen“, sagt sie. Und die Tochter, die, als sie dreißig Jahre vorher von dem Mord erfahren hatte, alle sexuelle Sinnlichkeit mit Hass belegt und sich ins stellvertretende Gebet vergraben hat, stellt mit Genugtuung fest: Ihre Mutter ist mit gefalteten Händen gestorben. Hoffnung auf Heilung, auf Versöhnung bei Gott? Sie klingt zumindest an.

Dass dieses Plädoyer für die Aktualität und die Gedankentiefe von Louis Couperus erneut so grandios gelingt, ist Ivo van Hoves mätzchenfreier, konzentrierter Regie zu verdanken, den bedachtsamen choreogra-

ferten Ensembles (Koen Augustijnen), vor allem aber der großen Klasse der Darsteller der Tonselgroep Amsterdam. Schon der Klang der Rede – das Niederländische wird in Übertiteln übersetzt – ist ein Erlebnis. Momente höchster emotionaler Anspannung werden ohne Druck entwickelt. Die klare Artikulation, der ungezwungene Sprachfluss, die differenzierte Dramaturgie von Tempo und Dynamik machen schmerzhaft bewusst, wie viele Schlampe-reien sich in die am deutschen Schauspiel üblich gewordene verschliffene Sprache eingeschlichen haben.

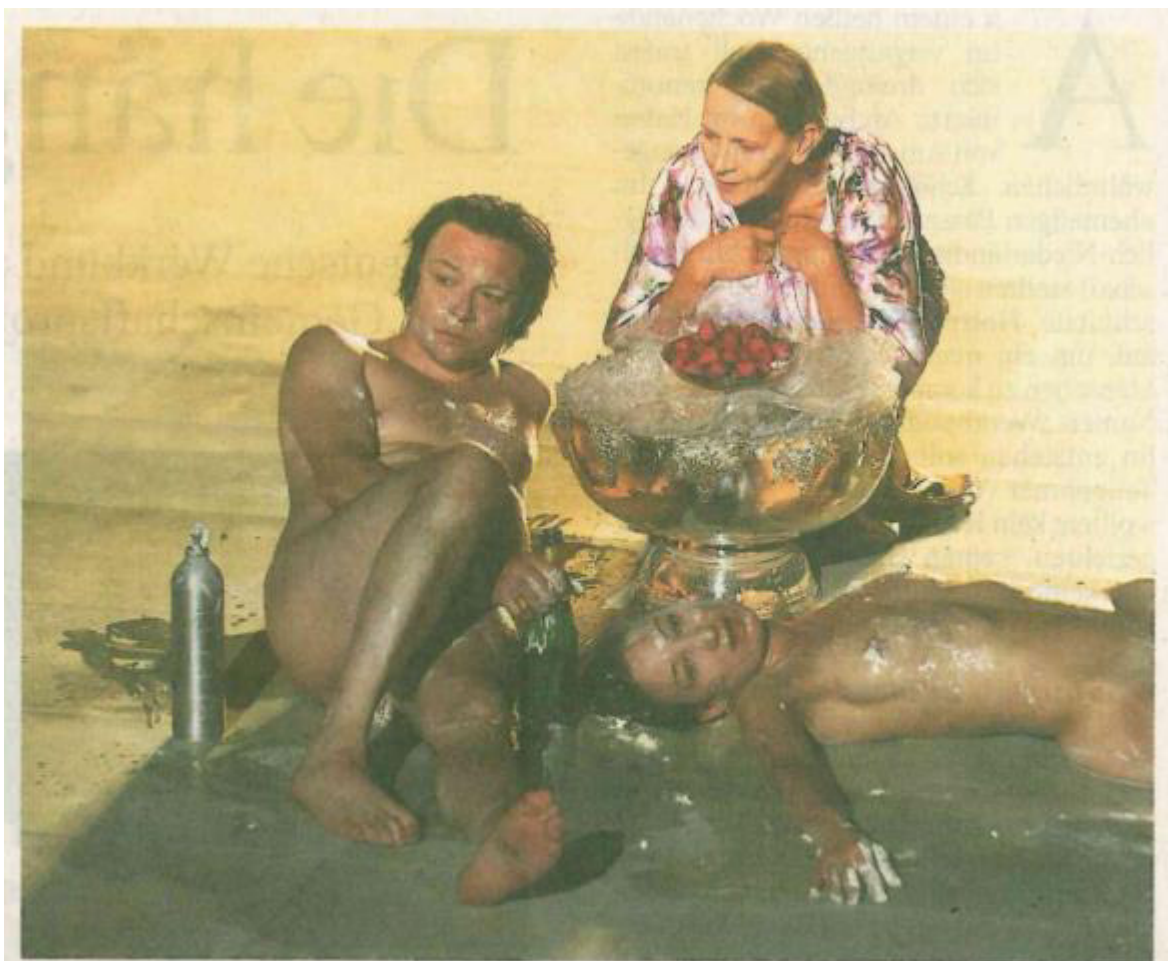
Van Hove lässt seinen Menschen auf der Bühne viel Raum, entlässt sie aber nicht aus der Disziplin einer auch in der Zuspitzung kontrollierten Aktion. Gijs Scholten van Aschat ist der unter der quälenden Last der verdrängten Tat erstarrte Emile Takma; Frieda Pittors als Großmutter Ottilie erzeugt Gänsehaut-Momente, wenn das „Ding“ im Zimmercock vor ihrem geistigen Auge aufsteigt. Sie zeigt ihre Klasse aber nicht nur in den Staccati ihrer spitzen Schreie, sondern mehr noch, wenn ihre bitteren Monologe von Schuld und Strafe in den Griff knöcherner Angst geraten.

Aus Greidanus (Lot) und Abke Haring (Elly) spielen mit Passion das junge Paar, dessen Beziehung keine Zukunft hat. Hans Kesting (Harold) und Bart Slegers (Daan), Jip van den Dool (Hugh), Janni Goslinga (Anna) und Maria Kraakman (Ina) entwickeln scharf gezeichnete Charaktere; Fred Goessens macht aus Doktor Roelofs einen Menschen, den sechzig Jahre verbissenes Schweigen ruiniert haben, der aber, als er sich entdeckt fühlt, noch einmal den Habitus eines gefährlichen Gewalttäters aufblitzen lässt. Der wieder entdeckte Louis Couperus hat nicht nur dank der konturscharfen Handschrift von Ivo van Hove zu einem Höhepunkt der am 24. September endenden Ruhrtriennale geführt. Der letzte Teil der Couperus-Trilogie im nächsten Jahr darf mit Spannung erwartet werden.

Vorstellungen am 23. und 24. September in der Maschinenhalle der Zeche Zweckel in Gladbeck.
Karten: www.ruhrtriennale.de



Gijs Scholten van Aschat (Emile Takma) und Frieda Pittors (Grootmama Ottilie), erstarrt in Schuld und Schweigen.
Foto: Jan Versweyveld



*Hochzeitsnächtpicknick: Abke Haring und Aus Greidanus jr. als Elly und Lot mit Kate-
lijne Damen als Ottile bei der Ruhrtriennale*

Foto Jan Versweyveld

Vererbte Vergangenheit

Ivo van Hove inszeniert Couperus für die Ruhrtriennale

Ottile Dercksz ist 97 Jahre alt, Emile Takma vier Jahr jünger, und sie sind immer noch zusammen. Täglich besucht er sie, dann sitzen sie nebeneinander am Fenster. Sie sieht nicht mehr gut, ihm tut jeder Schritt weh, ihre Lebenszeit ist fast abgelaufen: „Jetzt stehen wir beide am Rande unseres Grabes.“ Was sie zusammenhält und nicht lässt, liegt sechzig Jahre zurück. Damals hatten sie, aus sexueller Leidenschaft füreinander, Ottiles Mann umgebracht – in Niederländisch-Indien, wo er Kolonialbeamter und Takma sein Sekretär war, warfen sie seine Leiche in den Fluss und täuschten vor, dass er ertrunken sei. Doktor Roelofs, Mitwisser und heute 88, hat die falsche Todesursache damals bescheinigt. Ottile hat ihn dafür mit ihrem Körper bezahlt.

Großmutter Ottile und Herr Takma, die Patriarchin und ihr Liebhaber, sind die Ältesten einer großen, in drei Generationen porträtierten Familie, deren düstere Geschichte Louis Couperus (1863 bis 1923) im letzten seiner Holland-Romane erzählt: „Von alten Menschen, den Dingen, die vorübergehen“ (1906) lautet der hintergründige Titel, denn auch wenn die Menschen „vorübergehen“, gehen doch „Dinge“, hier Verbrechen und Schuld, nicht vorbei, sondern auf Kinder und Enkelkinder über. Die Dramatisierung dieser Familiensaga, die Ivo van Hove mit der Toneelgroep Amsterdam bei der Ruhrtriennale in der Maschinenhalle Zeche Zeckel in Gladbeck herausgebracht hat, bekräftigt den Hinweis auf diesen hierzulande immer noch wenig bekannten Schriftsteller, von dem der Regisseur im vergangenen Jahr „Die stille Kraft“ (F.A.Z. vom 21. September 2015) vorgestellt hatte.

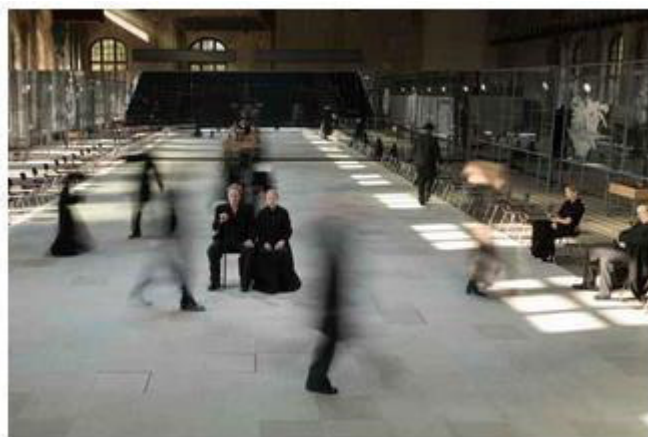
Das „Ding“, wie sie den Mord nur nennen, sehen die Alten immer noch vor sich. Als Schatten, als Spukgestalt und Gespenst der Vergangenheit. Ihr Geheimnis quält sie, doch ist es nicht so gut gehütet, wie sie glauben: Ottiles Sohn Harold war als Dreizehnjähriger Augenzeuge der Tat, was er für sich behalten und lebenslang mit sich herumgeschleppt hat; sein Bruder Daan, der in Java lebt, hörte erst kürzlich davon, als der Sohn des damaligen Kindermädchens Schweigegeld zu erpressen versuchte; seine Schwester Thérèse hat vor Jahren bei Fieberphantasien der Mutter davon erfahren und sich daraufhin büßend ins Kloster zurückgezogen; und sein Bruder Anton, ein schmieglicher Lustgreis, vergeht sich an kleinen Mädchen. Das „Ding“ wird zum Thema von Mutmaßungen und Zuflüsterungen, Ahnungen und Andeutungen, die Erinnerung lässt sich nicht löschen und die Alten nicht ruhen. Hinter dem Krimi tut sich ein Abgrund der Triebe und Verdrängungen auf.

Dabei beginnt die Aufführung heiter. „Du siehst glücklich aus“, sagt Anna, die Haushälterin, zu Elly, Takmas Enkelin. „Ja“, antwortet die, denn sie liebt den 38 Jahre alten Lot, einen Enkel von Ottile und Journalist von Beruf, und will ihn wieder zum Romanschreiben animieren. Doch Lot hängt am Rockzipfel seiner Mutter, die wie die Großmutter Ottile heißt und auch mit sechzig eine liebesüchtige Kindfrau ist. Die Trennung von ihrem Sohn trifft sie schwerer als das Zerbrechen ihrer dritten Ehe mit dem zehn Jahre jüngeren Steyn, der sie verlassen will. Das Altwerden macht sie „krank, schwach und manchmal hysterisch“.

Die Aufführung zeigt Lot und Elly, wie sie sich am Abend ihres Hochzeitstags splitternackt ausziehen, Champagner schlürfen, sich mit Erdbeeren füttern, mit Sahne besprühen und von ihrer Reise über Paris und Nizza nach Italien schwärmen – von einem anderen Leben, wie es Lots schöne Schwester, ebenfalls Ottile mit Namen, unverheiratet und dennoch glücklich, mit dem Italiener Aldo in Nizza führt. Schon da zuckt ein Schatten über ihr Glück, als Lot spürt, dass „etwas Sonderbares“ zwischen der Großmutter und Takma schwebt, „eine sich entwirrende Tragödie“. Dass er selbst darin „mitspielt“, erfährt er erst später: Seine Mutter ist, so stellt sich heraus, die Tochter von Takma, der, wie sie sich wundert, „immer so lieb zu mir ist“, und das heißt auch, dass Lot und Elly verwandt, Cousin und Cousine sind.

Schicksalhafte Verstrickungen wie im griechischen Drama, die eine Familie – Ort der Handlung ist Den Haag im Jahr 1906 – zersetzen und zerstören. Ein Geisterhaus. Am Ende sind die drei Alten gestorben, doch Schuld und Strafe wirken fort: „Sie erben unsere Vergangenheit.“ Der Regisseur Ivo van Hove bringt die von Koen Tachelet eingerichtete Textfassung in einen spannenden, psychologisch ausgefeilten Erzählfluss, der ganz aus dem wunderbar lockeren und zugleich intensiven Ensemblespiel der Toneelgroep Amsterdam entwickelt wird. Je eine Stuhlreihe rechts und links begrenzt die tiefe, hell ausgeleuchtete Bühne von Jan Versweyeld in der Maschinenhalle Zeckel, die hinten von einem großen Spiegel und seitlich von Glaswänden, bemalt mit Schrei- und Monsterfratzen, eingefasst ist. Auf einem Tisch tickt eine Uhr das Diktat der Zeit, die die Musik von Harry de Wit verstreichen lässt. Aschenregen und Nebel. Alle Figuren, bis auf die junge Ottile und Aldo, tragen schwarze Kleider. In Trauer über ein Leben, das sie schon vor dem Tod verloren haben.

ANDREAS ROSSMANN



Die morbide Wehmut des Nordens

von Dietmar Zimmermann

„Das Schwierigste am Heiraten ist, dass man gemeinsam alt wird“, sagt Lot. Nun, in dieser Hinsicht muss er sich nicht sorgen: Lange wird seine Ehe mit Elly nicht dauern. Sie gehört zu den Dingen, die vorübergehen. Schon als Lot die bevorstehende Hochzeit ankündigt, stößt er auf wenig positive Resonanz. Die Familie scheint keinen Grund zum Jubeln über die Verbindung zwischen Lot und Elly zu sehen. Und das liegt an einem Ding, das nicht vorübergeht: an den psychologischen Auswirkungen eines Mordes, der sechzig Jahre her ist und noch immer seine Schatten auf die Familie wirft. Er hat sie wie in einer griechischen Tragödie für Generationen mit einem Fluch belegt.

Auch im zweiten Jahr der Intendanz des Niederländers Johan Simons inszeniert Ivo van Hove bei der Ruhrtriennale einen Roman von Louis Couperus – dem „niederländischen Thomas Mann“, den in der Heimat Thomas Manns niemand mehr kennt. Simons und van Hove haben beschlossen, dass sich dies ändern muss. Grandiose, vielschichtige Geschichten hat Couperus erzählt, die nur so brodeln von unterdrückten Trieben. Wir können sie leider nicht mehr in deutscher Sprache lesen, denn seit den 80er Jahren sind die Übersetzungen vergriffen. Aber die Toneelgroep Amsterdam erweckt sie bei der Ruhrtriennale zum Leben – zunächst *Die stille Kraft* im Jahre 2015, jetzt *Die Dinge, die vorübergehen*. Die flirrende Hitze und der exotische Zauber des javanischen Laboewangi in der niederländischen Kolonialzeit sowie die daraus resultierenden erotischen Verwirrungen hatten die Atmosphäre von *Die stille Kraft* bestimmt. *Die Dinge, die vorübergehen* spielt im Jahre 1906 in Den Haag, doch der Mord, dessen Auswirkungen die Familie Deroksz schicksalhaft heimsuchen, hatte sich Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls in den niederländischen Kolonien ereignet. Noch in der Rückschau ist ihm gleichfalls eine flirrende Hitze und Erotik zu eigen: Großmutter Otilie, inzwischen 97 Jahre alt, und ihr Geliebter Herr Takma, 93 Jahre alt, haben Otilies verhassten Mann getötet. Es war ein Mord aus Leidenschaft und Lebensgier, doch frei wurden Otilie und Takma nie. 60 Jahre haben sie zusammengelebt; den verhassten Deroksz waren sie los, aber Doktor Roelofsz, der durch die Bestätigung einer falschen Todesursache den Mord deckte, ließ sich für die Vertuschung mit Otilies Körper bezahlen. Noch im Tod sitzt Roelofsz neben Otilie: rechts der tote Roelofsz, links der tote Takma, und in der Mitte in aufrechter Haltung die dem Ende entgegendämmernde Matriarchin.

Niemand hat von diesem Mord gewusst, glaubt Großmutter Ottilie. Und doch sagt sie angesichts der bevorstehenden Hochzeit von Elly und Lot: „Sie werden unsere Sünde erben.“ Denn Elly ist ihre Tochter, spät gezeugt mit Herrn Takma, und Lot ist ihr Enkel, Sohn ihrer ebenfalls Ottilie geheißenen ältesten Tochter und des ersten von deren drei Ehemännern. Mit keinem ist die liebessehnstüchtige, noch mit 60 Jahren attraktive Frau glücklich geworden; sie fühlt sich wohl auch erotisch hingezogen zu ihrem ältesten Sohn Lot. Die Annahme, dass niemand von Großmutter Ottilies und Takmas Tat gewusst hat, erweist sich als falsch: Ottilies Sohn Harold war im Alter von dreizehn Jahren heimlicher Augenzeuge der Tat und leidet immer noch unter einem Trauma. Sohn Daan hat durch einen Erpressungsversuch von der Angelegenheit Wind bekommen, und Sohn Anton geht recht ungeniert seinen pädophilen Neigungen nach, die selbst vor seiner Nichte Ina nicht haltmachen. Tochter Thérèse wiederum hat von dem Mord erfahren, als Ottilie sich vor dreißig Jahren in einer Fieberphantasie verriet. Thérèse hat sich daraufhin in ein lustfeindliches Christentum und ein freudloses altjüngferliches Dasein zurückgezogen.

Auszubrechen aus dem griechischen Götterfluch gelingt den Mitgliedern der Familie Deroksz nicht. In Jan Versweyvelds Bühne werden sie von einem riesigen Spiegel, der die Bühnenrückwand bildet, stets auf sich selbst zurückgeworfen. Zweimal kippt dieser Spiegel – beim ersten Mal gibt er einen Blick auf lebensfrohe italienische Strände und Städte frei: auf das Ziel der Hochzeitreise von Elly und Lot. Doch das Lebensfrohe ist nur die ferne Vision einer Videoeinspielung. Schnell kippt der Spiegel wieder. Schon die erotischen Spiele des jungen Brautpaares, das sich Erdbeeren und Sahne vom splitterhackten Körper schleckt, haben nichts von der ausgelassenen, tabufreien Lust junger Liebe. Sie geschehen wie mit angezogener Handbremse, verkrampft, unter Druck, gehemmt von „dieser morbiden Wehmut“. „Der Liebe im Norden fehlt die Sinnlichkeit“, sagt Lot. „Sie wird immer nur Sympathie bleiben.“ Die Liebe in den südlichen Kolonien war sinnlich gewesen, aber sie hatte andere Risiken mit sich gebracht ...

Der kurz eingblendete Süden strahlt in frischen Farben, das von Schuld und Verdrängung gekennzeichnete Leben im nordischen Den Haag ist Schwarz: Ann D’Huys hat das gesamte sechzehnköpfige Ensemble in schwarze Kostüme gekleidet. Das erschwert dem Zuschauer zu Beginn die Unterscheidung der Figuren, doch Ivo van Hove gelingt es in seiner so präzisen wie einfühlsamen Inszenierung, für jede der handelnden Personen einen ausgesprochen prägnanten Charakter herauszuarbeiten. Herausragend gibt Frieda Pittoors die alte Ottilie, die wie erstarrt und versteinert auf ihrem Stuhl sitzt und ihr hohes Alter als Buße für ihr uraltes Verbrechen hinnimmt. Ein Leben versuchte sie dieses Verbrechen zu verdrängen, doch immer wieder bricht sich das Bild der Mordtat vor ihrem geistigen Auge Bahn. Mit einem langgezogenen Schrei deutet sie in die Richtung, in der sie die Geistererscheinung ihres toten Mannes sieht. – In einer Mischung aus Mitleid und Gruseln folgt man Celia Nufaar als Thérèse, die der Welt entsagt und sich in einen fast fundamentalistischen Glauben geflüchtet hat – wohl nicht aus Nähe zu Gott, sondern aus Furcht vor seiner Strafe. Großartig der lebensuntüchtig gewordene Harold des Hans Kesting, der das bei der Beobachtung der Ermordung seines Vaters erlittene Trauma nicht bewältigen kann. Überzeugend gibt Aus Greidanus jr. den im Grunde haltlosen Lot, der die Wehmut verkörpert, auf der Suche nach der Empfindsamkeit ist, die ihm die echte Liebe zu einer anderen Frau als seiner Mutter und die Kraft zur Rückkehr zur Schriftstellerei ermöglichen würde. Und alle zusammen stemmen sich gegen ihr Leid und versuchen verzweifelt, die Fassade ihres großbürgerlichen Lebens aufrechtzuerhalten. Selbst in kleinen Nebenrollen wie Janni Goslingas Haushälterin Anna gelingen dem Ensemble wunderbare schauspielerische Miniaturen.

Van Hoves makellose Inszenierung wird kongenial unterstützt von der Sound-Installation und der Live-Musik von Harry de Wit. Das leise Weh der Glocken, die de Wit am hinteren Ende der Bühne bedient, begleitet die Handlung, und permanent ticken die zahlreichen Pendeluhren, die die unendlich langsam vergehende Zeit anzeigen, aber vielleicht auch das Schicksal, das an die Pforten der unglücklichen Familie klopft. Mit dem Tod der Alten stoppen die Uhren ihren Lauf. Harold fühlt sich endlich von seinem 60 Jahre währenden Trauma erlöst, und die zuvor nach einem wahren Höllensturz schwarzer Papierfetzen in düsterstes Dunkel gehüllte Bühne wird plötzlich weiß. Nicht gleißend, sondern neblig – und mitten in diesem Nebel spielt Harry de Wit auf der Bassklarinete eine melancholische Melodei. Die dunkle Vergangenheit wird zugedeckt; es besteht die Möglichkeit des Vergessens anstelle des Verdrängens. Aber noch ist unsicher, ob in das Leben der Familie ein wenig Licht einziehen kann. Noch überwiegt die morbide Wehmut des Nordens, mit der Ivo van Hove uns zweieinviertel Stunden lang verzaubert hatte. Wir haben sie eingesogen mit jeder Pore unseres Körpers. Und wir lernen jetzt Niederländisch, damit wir endlich die Romane von Louis Couperus lesen können.